

limbion books



S
O
M
M
E
R
E
R
I
N
D
E
R
D
E
R
L
I
M
B
I
O
N
B
O
O
K
S
S
E

SACHIKO KASHIWABA

ILLUSTRATIONEN
MIHO SATAKE

ÜBERSETZUNG
LUISE STEGGEWENTZ

**SACHIKO
KASHIWABA**

ILLUSTRIERT VON

**MIHO
SATAKE**

AUS DEM JAPANISCHEN
ÜBERSETZT VON
LUISE STEGGEWENTZ

LEKTORIERT VON
FRANZISKA RIEDEL



**S
O
M
M
E
R
E
R
I
E
N
I
N
D
E
R
G
A
S
S
E
N**

IMPRESSUM

©2023 limbion UG

Unabhängiger Verlag für Kinder- und Jugendbücher
Gründerin und Geschäftsführerin: Lisa Hammerl
Oberer-Albaner-Weg 20 a, 86911 Dießen am Ammersee, Deutschland
www.limbion.com

Geschrieben von Sachiko Kashiwaba

Illustriert von Miho Satake

Aus dem Japanischen übersetzt von Luise Steggewentz

Lektoriert von Franziska Riedel

Erstübersetzung eines Werkes der Autorin in deutscher Sprache

Die Originalausgabe von »Sommer in der Tempelgasse«
mit Illustrationen von Miho Satake wurde erstmals 2011
unter dem Titel »Kimyōji Yokochō no Natsu« (帰命寺横 丁の夏)
von Kodansha Ltd. in Tokyo, Japan, veröffentlicht.

Deutsche Fassung: Vogt & Sedlmeir GmbH, Dießen am Ammersee

Papier: 90 g Amber Graphic, Umschlag: 115 g Geltex SL

Druck: OZGraf Olsztyńskie Zakłady Graficzne S.A., Polen



Warengruppen: 250, 260
ISBN 978-3-910549-04-3



JAPANFOUNDATION

Dieses Buch wurde mit freundlicher Unterstützung
der Japan Foundation in Tokyo übersetzt
und veröffentlicht.

国際交流基金

INHALT

1.
EIN GEIST IN MEINEM HAUS – 11
2.
BIN ICH ALS EINZIGER VERRÜCKT? – 30
3.
SELTSAME ALTE LEUTE – 47
4.
MEIN ZUHAUSE IST DER KIMYŌTEMPEL! – 59
5.
DER VERSCHWUNDENE BUDDHA – 77
6.
DAISY – 96
7.
DER MOND STEHT LINKS – TEIL EINS – 110
8.
DER MOND STEHT LINKS – TEIL ZWEI – 134
9.
FAHRT ANS MEER – 153
10.
MIA LI – 168
11.
DER MOND STEHT LINKS – TEIL DREI – 183
12.
DER MOND STEHT LINKS – TEIL VIER – 203
13.
DER SOMMER GEHT ZU ENDE – 227

ÜBER DIE AUTORIN

Sachiko Kashiwaba ist eine der produktivsten und erfolgreichsten Autorinnen von Kinder- und Jugendfantasy-Literatur in Japan, deren Karriere sich über mehr als vier Jahrzehnte erstreckt. Ihre Werke wurden mit den renommierten Kinderliteraturpreisen Sankei, Shogakukan und Noma ausgezeichnet und mehrfach als weltweit erfolgreiche Anime verfilmt.

Weitere bekannte Werke von Kashiwaba sind »*Kiri no mukō no fushigi na machi*« (»*The Marvelous Village Veiled in Mist*«), die »*Monster Hotel*«-Reihe und »*Misaki no mayoiga*« (»*The House of the Lost on the Cape*«), ein Roman, der durch das Erdbeben und den Tsunami im Nordosten Japans 2011 inspiriert wurde. Sie lebt in Morioka, Iwate.

ÜBER DIE ILLUSTRATORIN

Miho Satake ist eine japanische Künstlerin und Illustratorin. Sie ist vor allem für die Illustration von Mangas und Animes bekannt sowie die japanischen Ausgaben mehrerer Klassiker, darunter »*Das wandelnde Schloss*« von Diana Wynne Jones und die japanische Jubiläumsausgabe der Harry-Potter-Reihe zum zwanzigsten Jahrestag.

ÜBER DIE ÜBERSETZERIN

Luise Steggewentz fing nach ihrem Studium der Japanologie und des literarischen Übersetzens an der Ludwigs-Maximilians-Universität in München als freiberufliche Übersetzerin für Mangas und Literatur aus dem Japanischen an. Mittlerweile hat sie mehr als 15 Mangas und Romane übersetzt, unter anderem für die Verlage DuMont, Kiepenheuer und Witsch und Carlsen. Luise lebt und arbeitet in der Stadt Kanagawa in Japan.

ÜBER DIE LEKTORIN

Franziska Riedel hat Japanologie und Deutsche Literatur und Kultur in Halle (Saale) studiert, wo sie heute noch lebt und arbeitet. Nach ihrem Masterabschluss hat sie sich als Lektorin und Übersetzerin selbstständig gemacht und seither an mehreren Light-Novel- und Manga-Serien, Kinderbüchern und Romanen mitgewirkt.

ÜBER DAS BUCH

Die Originalausgabe von »Sommer in der Tempelgasse« mit Illustrationen von Miho Satake wurde erstmals 2011 unter dem Titel »*Kimyōji Yokochō no Natsu*« (帰命寺横 丁の夏) von Kodansha Ltd. in Tokyo, Japan, veröffentlicht.

Die 2021 erschienene US-Ausgabe »*Temple Alley Summer*«, übersetzt von Avery Fischer Udagawa, wurde ein großer Erfolg und gewann 2022 den renommierten Mildred L. Batchelder Award. Der Preis wird jährlich von der American Library Association an US-amerikanische Verleger für das herausragendste Kinderbuch verliehen, das zuerst außerhalb der Vereinigten Staaten in einer anderen Sprache als Englisch veröffentlicht und dann in Übersetzung auf den amerikanischen Markt gebracht wurde.

Eine Rezension des US-amerikanischen Kirkus Reviews Magazine: »*Ein neugieriger Junge, der Geist eines längst verstorbenen Mädchens, ein geheimnisvoller alter Tempel, eine unvollendete Geschichte und einige Wochen Sommerferien ergeben ein unvergessliches Abenteuer...*«

»*Sommer in der Tempelgasse*« ist die erste Übersetzung eines Werkes von Sachiko Kashiwaba ins Deutsche.

EIN GEIST IN MEINEM HAUS!

Nie im Leben hätte ich gedacht, dass es in unserem Haus ein Geheimnis gibt, von dem nicht einmal ich oder meine Eltern etwas wussten. Und selbst wenn, hätte ich einen großen Bogen darum gemacht. Ich bin nämlich ein riesiger Angsthase.

Dass ich so ein Angsthase bin, war eigentlich auch der Grund für diesen ganzen Schlamassel. Oder lag es doch am Sommer? Oder daran, dass Opa letzten Frühling gestorben ist?

In jedem Fall hätte ich am liebsten gar nichts mit alldem zu tun gehabt. Aber an dem Morgen, an dem wir jahrgangsübergreifenden Unterricht hatten, oder eigentlich schon am Tag zuvor, steckte ich plötzlich mittendrin.

Es war ein furchtbar schwüler Tag. Abends um sieben kam eine Sendung mit Gruselgeschichten, wie sie im Sommer ständig laufen. Ein Angsthase wie ich hätte sich die nicht angucken sollen, schon klar. Aber gerade weil ich mich so leicht grusele, war ich neugierig. Ich wollte wissen, was passiert! Ein Hotel, in dem um Mitternacht das Geschirr im Schrank klappert, ganz ohne Erdbeben. Ein Geist

mit bodenlangen Haaren, der mit siebzig Kilometern pro Stunde neben einem fahrenden Auto herläuft. Ein Foto von einem Aussichtspunkt, auf dem über der mittleren von drei Personen eine schaurige Hand das Victoryzeichen macht. Gab's so was wirklich?! Meine Augen klebten am Bildschirm. Ganze drei Stunden lang. Die Sendung hatte Überlänge.

»Mach besser mal aus, Kazu.«

Mit dieser Bemerkung brachte mich meine große Schwester so richtig auf die Palme. Erst sollte ich aufhören, Wassermelone zu essen, dann sollte ich den Fernseher ausschalten – wollte sie mir denn alles verbieten? Na gut, von der Wassermelone hatte ich sowieso langsam genug, aber trotzdem.

»Heul mir heute Nacht bloß nicht die Ohren voll, dass ich dich aufs Klo begleiten soll.« Ihr Blick war eiskalt, als sie das sagte.

Ich bin jetzt in der fünften und meine Schwester ist in der siebten Klasse. Erst seit diesem Frühling schlafen wir in getrennten Zimmern, die direkt nebeneinanderliegen. Aber nie im Leben würde ich zu ihr rüberrennen und ihr die Ohren vollheulen, so ein Schwachsinn. Und um's ihr zu zeigen, nahm ich mir noch ein fünftes Stück Wassermelone.

Das hätte ich besser sein lassen.

Ich wachte nämlich wirklich nachts auf und musste pinkeln, ganz dringend. Ein Blick auf die Uhr verriet mir, dass es kurz vor vier war. Es war noch so stockfinster wie um Mitternacht. Ich hätte heulen können.

Unser Haus ist ziemlich alt, mein Opa hat es nämlich gebaut. Immer muss irgendwo etwas renoviert werden. Und dann ist es auch noch riesengroß. Um aufs Klo zu gelangen, muss ich von meinem Zimmer im ersten Stock die knarrende Treppe runter, an der Abstellkammer und an Opas früherem Zimmer vorbei und dann über die Veranda vor dem Tatamizimmer mit dem Hausaltar in den Toilettenanbau, der in den grasüberwucherten Innenhof ragt.

Mit einem verdorbenen Magen schafft man das nie und nimmer rechtzeitig. Deshalb schlafe ich auch immer auf einem Futon im Tatamizimmer, wenn ich Bauchschmerzen habe.

»Selbst auf der Hälfte des Grundstücks könnten wir ein so großes Haus bauen, dass es purer Luxus wäre«, sagt Mama ständig. Aber ihr Traum vom Neubau bleibt aus Geldgründen eben nur ein Traum.

Jedenfalls ist der Weg zum Klo superweit und supergruselig. Ich wusste sofort, dass ich das unmöglich schaffen würde. Meine Schwester zu wecken kam allerdings nicht in die Tüte. Nicht auszumalen, was sie mir wieder an den Kopf geworfen hätte. Aber ich musste pinkeln, und zwar dringend. Zurückhalten unmöglich!

Also griff ich zur Notlösung. Ich öffnete das Fenster und stellte fest, dass es nieselte. Das war super, weil der Regen alles wegspülen würde, wenn ich durchs Fenster aufs Dach pinkelte. Es war auch nicht das erste Mal, dass ich das tat. Ich mache das häufiger, besonders im Winter. Dann wird mir nachts auf dem Weg zum Klo immer so kalt, dass ich wieder hellwach werde. Und mein Fenster geht zum Innenhof raus, also bemerkt mich sowieso niemand. Gut, das stimmt nicht ganz. Letzten Winter wurde ich doch einmal von meiner Mutter erwischt, weil man mein Pipi am nächsten Tag noch im Schnee auf dem Dach sehen konnte.

»Soll ich dir das Ententöpfchen von früher wieder aus der Abstellkammer holen?«, hatte sie gefragt und mich dabei ganz böse angefunkelt.

Als ob ich noch ein Töpfchen benutzen würde! Ich musste ihr hoch und heilig versprechen, es nie wieder zu tun, aber solange sie es nicht bemerkte, wäre alles in Ordnung, und an diesem Tag war ich mir sicher, dass Papa und Mama im Zimmer unten nichts mitbekommen würden, weil sich das Plätschern vom Pinkeln mit dem des Regens vermischen würde.

Als ich den Strahl aufs Dach prasseln hörte, fiel die ganze Anspannung von mir ab, und mein Körper wurde watteweich. Fast hätte ich vor Erleichterung laut geseufzt.

Ratter!

Ein Geräusch. Von unten.

Mist! Ich duckte mich leicht weg, konnte mit dem Pinkeln aber nicht mehr aufhören. Angestrengt kniff ich die Augen zusammen und sah, wie sich eine der Schiebetüren zur Veranda im Innenhof langsam öffnete. Aber da war niemand.

Würde jetzt gleich ein Einbrecher aus dem Haus kommen? Oder wollte sich irgendwer aus der Familie bei Nacht und Nebel davonschleichen?

Das hätte ich am ehesten Onkel Jun'ichi zugetraut, der sich bei uns eingenistet hatte, denn er angelt und wandert gern. Aber Onkel Jun'ichi war seit letztem Jahr für Ausgrabungen in China, weil sein Professor aus Studienzeiten seine Hilfe brauchte.

Als ich gerade aufatmen wollte, weil ich endlich mit dem Pinkeln fertig war, entdeckte ich den weißen Fuß, der unter der ausgeblenden Gardine vor der Verandatür hervorlugte. Es war der Fuß eines Kindes, allerdings eines etwas älteren. Meine Schwester? Unmöglich, die schlief ja im Zimmer nebenan, und ich hätte die Treppe knarzen hören müssen, wenn sie runtergegangen wäre. Außerdem sind ihre Füße noch brauner als meine, weil sie ständig mit der Schwimm-AG im Freien ist.

Im nächsten Moment sah ich ein Mädchen durch den Vorhang nach draußen treten. Es trug einen schneeweißen Kimono. Welches Kind trägt heutzutage denn noch einen Kimono?

Selbst der Gürtel war weiß. Das Mädchen hatte schulterlanges Haar, das auf einer Seite zu einem Zopf zusammengebunden war. Vielleicht war es zu dem Zeitpunkt schon etwas heller, denn ich konnte sogar die beiden knallroten Kügelchen an ihrem Haargummi erkennen. Sie erinnerten mich an zwei dicke eingelegte Pflaumen. Ihr Gesicht konnte ich nicht richtig sehen, weil sie den Blick gesenkt hielt.

Wer ist das? Eine Diebin? Aber sie hat nichts Geklautes dabei. Moment mal. Ihr Kimono sieht ja genauso aus wie der, den Opa



nach seinem Tod angezogen bekommen hat. Ein weißer Bestattungskimono aus dünnem Stoff. Ist das etwa ein Geist? Hilfe, ein Geist!

Ich dachte gar nicht mehr daran, dass ich ja zuerst ihre Füße gesehen hatte. Aber stimmte es überhaupt, dass Geister keine Füße hatten? Diese Frage stellte ich mir erst eine Weile danach.

»Ein G... G... Geist!« Das hätte eigentlich ein lauter Aufschrei werden sollen, aber meine Stimme war so zittrig, dass ich die Wörter kaum rausbekam.

Trotzdem schien der Geist im Innenhof meine Stimme oder zumindest meine Gegenwart bemerkt zu haben. Das Mädchen hob seinen Kopf mit dem dichten schwarzen Haar und schaute zu mir auf. Fast hätten sich unsere Blicke getroffen, aber nur fast. Ihr Gesicht habe ich, glaube ich, gesehen, aber ich habe es absichtlich vermieden, ihr in die Augen zu schauen.

»Aaah!«, schrie ich – und diesmal richtig. Ich plumpste hart auf den Hintern, als hätte mich eine unsichtbare Hand von dem etwa dreißig Zentimeter breiten Fensterrahmen weggestoßen. »Ein Geist! Ein Geist!«

Zum ersten Mal in meinem Leben war ich buchstäblich starr vor Schreck. Nicht mal aufstehen konnte ich, also rutschte ich auf dem Hosenboden rückwärts vom Fenster weg.

Unser Haus ist, wie gesagt, uralte. Mein Fall auf den Allerwertesten brachte es ganz schön zum Beben. Sofort kamen meine Eltern und meine große Schwester ins Zimmer gestürzt.

Ein komplettes Fiasko.

Wir fanden heraus, dass eines der Schlösser der Schiebetür zur Veranda tatsächlich nicht verriegelt war. Auch die Hintertür, die vom Innenhof zu einer Seitenstraße führt, stand offen. Aber Mama meinte dazu nur: »Dann habe ich wohl vergessen, sie zuzumachen.«

Keiner wollte mir glauben, dass ich einen Geist gesehen hatte. »Ich hab's ja gesagt. Das kommt davon, dass du bis in die Puppen

diese Gruselsendung geguckt hast. Du hast uns alle aufgescheucht!« Bevor meine Schwester wieder in ihr Zimmer abdampfte, verpasste sie mir noch einen Schlag auf den Hinterkopf.

»Schon wieder diese Schweinerei! Du hast mir doch versprochen, damit aufzuhören. Selber schuld, dass du dir jetzt auch noch Geister einbildest.« Meine Mutter war so richtig in Schimpflaune.

»Es ist erst vier. Wir können noch ein bisschen schlafen, kein Grund, sich aufzuregen«, kam mir Papa zu Hilfe. »Alles okay, Kazu? Kommst du allein zurecht oder willst du bei mir im Bett schlafen?« Nur er war auf meiner Seite.

Ich meinte zwar, ich könnte allein schlafen, aber ich hatte einen Geist gesehen. Wirklich! Und deshalb tat ich für eine Weile kein Auge zu.

Als meine Mutter mich wieder wachrüttelte, war es schon nach acht. Ich hatte am Ende doch wie ein Stein geschlafen, ganz ohne zu träumen. Es war total gemütlich im Bett.

»Aufstehen, Kazu. Wir sind spät dran. Ich bin auch gerade erst aufgewacht.« Meine Mutter stürmte aus dem Zimmer, als sie sicher war, dass ich nicht wieder einschlafen würde.

Ich hörte die Haustür zufallen und meine Schwester »Bis später!« rufen.

»Bist du wach, Schatz?«, schrie Mama, während sie die Treppe herunterpolterte. »Es ist schon nach acht!«

»Jaja! Schrei nicht so!«, kam Papas genervte Antwort von der Toilette zurück.

Sogar er, mein einziger Verbündeter, war mies drauf. Und das alles nur, weil ich nachts so eine Unruhe veranstaltet hatte. Zum Frühstück hatte ich natürlich keine Zeit, also schnappte ich mir bloß eine Scheibe Toast und rannte aus dem Haus.

Aus dem Nieselregen im Morgengrauen war inzwischen ein richtiger Schauer geworden.

In der dritten und der vierten Stunde hatten wir zum letzten Mal in diesem Halbjahr jahrgangsübergreifenden Unterricht.

Ich gehe auf die Uchimaru-Grundschule, die in einer alten Einkaufsstraße liegt. Von fast allen meinen Mitschülern waren schon die Eltern und die Großeltern auf dieser Schule. Das gilt auch für meine Familie. Wir müssen uns deshalb oft an Aktivitäten des Nachbarschaftsvereins beteiligen. So auch im jahrgangsübergreifenden Unterricht, wo alle von der ersten bis zur sechsten Klasse vom Verein in Arbeitsgruppen eingeteilt werden. Die älteren Schüler sollen sich um die jüngeren kümmern und ihnen etwas über das Schulleben beibringen, wofür die jüngeren ihnen dann dankbar sein sollen. Das ist, glaube ich, der Sinn und Zweck dieses Unterrichts.

Meistens spielen wir aber nur Völkerball oder Fangen oder machen irgendetwas anderes, das nichts mit Lernen zu tun hat. Die jüngeren Kinder sind auch nicht frech, weshalb alles ganz entspannt ist, solange wir machen, was die Gruppenleiter aus der sechsten Klasse sagen. Im Moment haben wir vier superbrave Mädchen als Gruppenleiterinnen, und in meinem Jahrgang gibt es auch schon eine Handvoll neue Anwärtnerinnen auf den Posten. Ich kann mich also getrost zurücklehnen. Deshalb habe ich auch nichts gegen diesen Unterricht – anders als manche meiner Klassenkameraden, die genervt sind, weil sie nur wenige ältere Schüler in ihrer Gruppe haben.

Aber an diesem Tag konnten wir wegen des Regens nicht nach draußen. Und in die Aula konnten wir auch nicht, weil die gerade einen frischen Anstrich erhielt. Wir wurden daher in einem großen Klassenzimmer zusammengetrommelt und dazu verdonnert, alte Orts- und Straßennamen zu recherchieren. Na super. Wer hatte sich das schon wieder ausgedacht? Vermutlich der stellvertretende Schulleiter, den wir nur »die dicke Bohne« nennen. Der steht nämlich total auf Heimatgeschichte.

Ich saß am Rand einer Tischgruppe, die die Gegend um die südliche Einkaufsstraße, die Minami-Ōdōri, recherchieren sollte, und unterdrückte ein Gähnen.

Außer mir waren alle sechzehn Schüler von ihren Stühlen aufgestanden und beugten sich über eine alte Karte, die auf dem Tisch ausgebreitet war.

»Die Karte ist aus dem Jahr 1913. Verrückt, dass die so lange überlebt hat.«

»Ist bestimmt nur 'ne Kopie.«

»Das hier ist das Schloss, oder? Hey, den großen Park gab es ja damals schon!«

»Und hier ist der Fluss Nakagawa. Dann muss das die große Brücke darüber sein. Ist die an derselben Stelle wie heute?«

»Denke schon, wenn das der Park ist.«

»Also ist hier irgendwo die Minami-Ōdōri, oder?«

»Aber die Viertel haben ganz andere Namen.«

»Auf der Karte heißen sie Ōmi-chō und Gofuku-chō.«

»Ich les' mal vor: >In der Edo-Zeit wurden die regionalen Fürsten, die Daimyō, zur temporären Anwesenheit am Hof des Regenten, des Shōguns, in der Hauptstadt verpflichtet. Dieses System ist als Sankin kōtai bekannt. Während dieser Zeit begannen die berühmten Händler aus Ōmi, in der Nähe des Schlosses ihrer Heimatstadt Handel zu treiben. Sie eröffneten viele Kimonoläden und Fischgeschäfte. Die Betreiber Ersterer wurden unabhängig und gründeten das Viertel Gofuku-chō, in dem sich bald auch Kurzwarenhändler, Schuster und Taschenhändler ansiedelten, die für rege Betriebsamkeit sorgten.««

Meine Klassenkameraden standen um die Gruppenleiterin herum, sahen sich irgendetwas an und plapperten durcheinander. Ich selbst hatte mich auf meinem Stuhl zurückgelehnt und bohrte in der Nase. Solange die Lehrer nicht gucken, sollte man sich ausruhen – meine Meinung.

»Die Park Heights sind ja gar nicht drauf!«

»Dummkopf. Was hätte denn ein Neubaukomplex auf so einer alten Karte zu suchen?«

Inmitten der über den Tisch gebeugten Köpfe, die ab und zu gegeneinanderstießen, entdeckte ich zwei rote Kügelchen. Sie erinnerten mich stark an die auf dem Kopf des Geistes von heute Morgen. Solche Haarbänder gab es natürlich zuhauf, aber ich konnte trotzdem nicht weggucken.

»Hey, Yūsuke! Ist das nicht dein Haus?« Jemand zeigte auf die Karte.

Mit Yūsuke bin ich seit meiner frühen Kindheit befreundet, und wir sind in derselben Klassenstufe. Seine Familie hat einen traditionellen Kimonoladen, der von Generation zu Generation weitergegeben wurde. Yūsuke beugte sich über die Karte, um nach seinem Haus zu suchen.

»Tatsache.« Er drehte sich um und ließ den Blick durchs Klassenzimmer schweifen. Mir war schon klar, wen er suchte: mich.

»Kazu! Hey, Kazuhiro! Guck mal. Hier ist auch deine Straße.« Yūsuke deutete mit einem Finger auf die Karte.

»Aha.« Ich nickte kurz, löste meinen Hintern aber nicht vom Stuhl. Keine Ahnung, was so spannend daran sein sollte, auf einer alten Karte meine Straße zu sehen. Mein Haus war doch sowieso nicht drauf. Meine Familie hatte ja kein Traditions-geschäft wie die von Yūsuke. Ich kam aus einer langen Linie stinknormaler Büroangestellter.

»Deine Straße heißt hier Kimyōtempelgasse!« Yūsukes Stimme überschlug sich fast.

»Koomisch«, sagten zwei, drei Schüler wie im Chor. Und als wäre das das Stichwort, fingen plötzlich alle an zu lachen.

Fast hätte ich laut »Hä?« gerufen, weil ich nicht verstand, wie das sein konnte. Den Namen hatte ich noch nie gehört. Einige Mitschüler drehten sich um und starrten mich an. Also stand ich am Ende doch auf und fragte: »Wie jetzt?«

»Deine Wohngegend hieß früher Kimyōtempelgasse«, wiederholte Yūsuke und winkte mich zu sich.

Es war wie damals, als Moses das Meer teilte. Alle traten einen Schritt beiseite, als ich mich der Karte näherte und dabei wieder die zwei roten Kügelchen sah.

Yūsuke hatte recht! An der Stelle, auf die er zeigte, stand »Kimyōji-Yokochō« beziehungsweise »Kimyōtempelgasse«. Fein säuberlich in chinesischen Schriftzeichen und mit der japanischen Lautschrift daneben.

»Ist das wirklich meine Straße?« Mein Blick wanderte über die Karte.

Es gab eine Straße, die mit Ōmi-chō beschriftet war, was der frühere Name der Minami-Ōdōri sein musste. Etwa in deren Mitte befand sich der Takamatsuya – der Laden von Yūsukes Familie. Da er schon auf dieser alten Karte eingezeichnet war, musste es ihn wirklich seit mindestens zweihundert Jahren geben. Zehn Läden weiter in Richtung Osten kam eine kleine Gasse, die Yūsukes Straße mit der Parallelstraße Daiku-chō verband. Genauso ist es auch heute noch. In dieser Gasse wohne ich. Sie ist ganz kurz – wahrscheinlich keine hundert Meter lang – und hat nur vier, fünf sich gegenüberstehende Häuser. Und sie hieß Kimyōtempelgasse. Zumindest auf dieser Karte.

»Warum Tempelgasse? Da gibt's doch gar keinen Tempel«, sagte ich mit finsterem Gesicht.

»Stimmt«, meinte die Gruppenleiterin, die sich die Karte genau ansah. Auch in der Umgebung war kein Tempel eingezeichnet. »Der Tempelbezirk ist ein ganzes Stück weiter hier drüben.«

»Wenn die Karte von 1913 ist, gab es vielleicht davor einen in deiner Straße.«

»Was, wenn es dort auch einen Tempelfriedhof gab? Das wäre ja total gruselig!«

»Ich wette, in der Gasse spukt's. Es heißt, man wird verflucht, wenn man auf einem Friedhof wohnt.«

»Ich weiß! Das haben sie gestern im Fernsehen gebracht.«

»Hey, die Sendung hab ich auch gesehen.«

Das Gespräch wandte sich der Gruselsendung vom Vorabend zu und die Kimyōtempelgasse war längst wieder vergessen.

Na toll, dachte ich. Euch kann's natürlich egal sein. Ihr habt ja nichts mit diesem Fluch zu tun. Aber was ist mit mir? Mein Haus steht mitten in der Tempelgasse.

Meine Mundwinkel sanken immer weiter nach unten.

»Fassen wir langsam unsere Ergebnisse zusammen«, sagte die Gruppenleiterin laut.

Alle setzten sich wieder hin und beugten sich über ihre Hefte. Ich schlug meins ebenfalls auf, aber ziemlich lustlos. Das konnte doch nicht sein, oder? Mein Haus stand doch nicht auf einem Friedhof. Oder hatte ich deshalb heute Morgen einen Geist gesehen?

Während ich so vor mich hin grübelte, entdeckte ich schräg gegenüber wieder die beiden roten Kügelchen. Und diesmal sah ich auch den Kopf dazu. Er ähnelte dem von heute Morgen, sah eigentlich sogar genauso aus. Eine derart altmodische Frisur trägt heutzutage doch niemand mehr, dachte ich gerade, als die Gruppenleiterin etwas sagte und sich der Kopf zur Seite drehte.

Das war sie! Ganz bestimmt! Das Geistermädchen, das ich gesehen hatte.

»Aaah!«, schrie ich und sprang auf. Dabei fiel mein Stuhl laut polternd zu Boden.

»Was ist los, Kazu?« Yūsuke guckte mich erschrocken an.

»Die ... Die ... Die ist ein Geist ...! Ein Geist!«, entgegnete ich völlig aufgelöst und schaute das Mädchen an, das mit großen Augen zurückstarrte.

Alle meine Klassenkameraden sahen jetzt mit demselben erstaunten Blick in meine Richtung. Anscheinend wussten sie nicht, wen ich meinte.

»Wie kann das sein? Was macht die hier?«, flüsterte ich.

Yūsuke zog an meiner Hose.



»Setz dich wieder hin, Kazu. Mach schon!«

Erst jetzt bemerkte ich, dass er mit einer unauffälligen Kopfbewegung in Richtung des stellvertretenden Schulleiters deutete. Die dicke Bohne funkelte mich böse an. Also setzte ich mich zurück auf meinen Platz.

»Das ist der Geist aus meinem Haus. Wie kann das sein? Ich kapiere das nicht«, murmelte ich, während ich auf den Hinterkopf mit den roten Kügelchen starrte. Das Mädchen schrieb seelenruhig etwas in sein Heft.

»Was hast du denn, Kazu?«, fragte Yūsuke so leise, dass ihn die dicke Bohne nicht hören konnte.

»Was macht die hier?«, fragte ich zurück.

»Wen meinst du?«

»Na, das Mädchen zwischen Tomohisa aus der zweiten Klasse und der Schwester von Yamada.«

»Akari Shinobu?«, fragte Yūsuke, als wüsste er nicht, wovon ich spreche.

Da war ich wirklich von den Socken.

»Du kennst sie?«

»Jetzt lass die Scherze, Kazu.« Yūsuke zog die Augenbrauen zusammen und stupste mich an. Er dachte wohl, ich würde ihn veräppeln. »Mensch, das ist Akari!«

»So heißt sie?«

»Was soll der Quatsch, Kazu? Sie ist in deiner Klasse.«

»Hä?« Mehr brachte ich nicht heraus, denn ich war total platt. In meiner Klasse? Aber ich kannte sie nicht. Das konnte nicht sein. Ich wusste wirklich nicht, wer sie war. »In meiner Klasse?«

»Ja, in der 5-1. Alles okay mit dir, Kazu? Der Witz wird langsam lahm.« Yūsuke sah genervt aus. Er schien das alles nicht mehr lustig zu finden.

Und da war ich ganz seiner Meinung, denn lustig war das wirklich nicht.

»Oder hast du dir den Kopf angeschlagen?«, fragte Yūsuke jetzt ein wenig besorgt. »Du wirkst seit heute Morgen so abwesend.«

Ich brachte kein Wort heraus.

»Das ist Akari. Du kennst sie schon seit dem Kindergarten oder eigentlich noch länger.« Yūsuke wedelte mit einer Hand vor meinem Gesicht herum.

Am liebsten hätte ich ihm gesagt, dass nicht ich, sondern er zur Vernunft gebracht werden musste, aber das verkniff ich mir.

Das Mädchen, das er Akari nannte, sprach gerade mit ihrem Sitznachbarn Tomohisa und schrieb etwas in dessen Schulheft. Tomohisa nickte ruhig, obwohl er extrem schüchtern war. Er würde niemals so vertraut mit einer Fremden reden und ihr erst recht nicht erlauben, sein Heft anzufassen. Als er letztes Jahr als Erstklässler zu uns in die Gruppe kam, hatten wir es nicht leicht mit ihm. Beim Kettenfangen und seinem ersten Sportfest wollte er niemanden bei der Hand nehmen, die älteren Schüler sowieso nicht. Es dauerte ein halbes Jahr, bis es ihm nichts mehr ausmachte, von anderen berührt zu werden. Und erst seit Kurzem sagte er Guten Morgen und lächelte uns an. Tomohisa musste Akari also kennen.

Hatte Yūsuke etwa recht? Lag das Problem bei mir?

Aber das Mädchen war ganz bestimmt der Geist aus meinem Haus. Es hatte dasselbe Gesicht und dieselben leicht hängenden Augen, mit denen es mich heute Morgen fast angeschaut hätte. Akari schien meinen Blick zu spüren. Sie drehte sich um und sah mich fragend an. Ich guckte schnell weg.

»Wohnt sie bei mir in der Nähe?«, fragte ich.

Schließlich behauptete Yūsuke, ich hätte Akari schon vor meiner Kindergartenzeit gekannt.

»Erinnerst du dich wirklich nicht? Oder ist das irgendein neues Spiel?« Anscheinend dachte er, ich hätte ein komisches Spiel mit selbst ausgedachten Regeln angefangen. Und weil ich so etwas tatsächlich manchmal tue, konnte ich es ihm nicht mal verübeln. Trotzdem antwortete mir Yūsuke auf meine Frage.

»Klar wohnt Akari bei dir in der Nähe. Ihr Haus steht auch in der Kimyōtempelgasse.«

Er verwendete den Namen, den wir gerade zum ersten Mal gehört hatten.

Ich verstand die Welt nicht mehr. Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, wer diese Akari war.

Nach dem jahrgangsübergreifenden Unterricht kehrten wir in unsere jeweiligen Klassenzimmer zurück – auch Akari, die laut Yūsuke ja in meine Klasse ging.

Wir sind noch mal in Gruppen aufgeteilt, in denen wir Teamarbeiten erledigen und Mittag essen. Ich bin in Gruppe vier, und Akari schien in Gruppe eins zu sein. Für das Mittagessen hatten die Schüler aus Gruppe eins fünf Tische aneinandergestellt. In meiner Erinnerung standen da aber sonst immer nur vier, und zwar in einem perfekten Quadrat.

Ich stocherte in meinem Schulessen herum. Es gab einen ungefüllten Krapfen, Glasnudelsalat mit Gurke, frittierten weißen Fisch und gefrorene Ananasstücke.

»Wie viele sind wir noch mal in unserer Klasse?«, fragte ich Ami Yamagata, die neben mir von ihrem Krapfen abbiss.

»Dreiunddreißig.«

Einer mehr als zuvor! Ich war mir ganz sicher, dass wir bis jetzt nur zweiunddreißig gewesen waren.

»Unser Klassenlehrer heißt Jirō Harukawa, Spitzname Schlager. Die Hamster, die wir in der Klasse halten, heißen Rollschinken und Mops und unsere Klassensprecher sind Yōichi Sakura und Mizuki Yamabe. Stimmt das?«

Ami kaute und nickte, wobei sie so große Augen machte wie Mops, der Hamster. In meiner Erinnerung fehlte nur Akari. Alles andere wusste ich noch.

Ami sah mich genauso verwundert an wie eben noch Yūsuke. Dann fügte sie meiner Aufzählung hinzu: »Und du bist Kazuhiro

Sada, Sternzeichen Widder, Blutgruppe 0, Schüler der Klasse 5-1, zuständig für die Tierpflege, Spitzname Dritter.«

Ja, das war ich. In dem Baseballteam, zu dem ich bis vor Kurzem gehört hatte, hatte ich auf der dritten Base gespielt. Aber nicht nur deshalb wurde ich »Dritter« genannt. Als unser Klassenlehrer Schlager meine Spielposition erfahren hatte, hatte er gesagt: »Du bist in allem Dritter, Kazu.« Und da hatte ihm die ganze Klasse zugestimmt. Ich war wirklich immer die Nummer drei: Der drittbeste Schüler der Klasse, der Drittbeste im Sport und sogar der Drittbeliebteste bei den Mädchen.

»Du bist ein Eigenbrötler«, hatte meine Schwester dazu gesagt. »Du willst anderen nicht zeigen, wer du wirklich bist, und sagst nicht offen, was du denkst. Deshalb schaffst du's nie an die Spitze.«

Aber ich habe gar nichts dagegen, der Dritte zu sein. Ich stehe sowieso nicht gern im Mittelpunkt. Solange ich im Schatten anderer mein Ding machen kann, bin ich zufrieden. Außerdem hatte ich auch als Drittbeliebtester am Valentinstag von zwei Mädchen Schokolade geschenkt bekommen. Meine Ausbeute war zwar fünfmal kleiner als Yūsukes gewesen – kein Wunder, denn als Erbe eines Traditionsgeschäfts benimmt er sich jetzt schon wie ein echter Gentleman –, aber mit zwei Portionen Schoki hatte ich dennoch gut im Rennen gelegen. Eine davon hatte mir übrigens Ami geschenkt.

»Was hast du denn, Kazu?«, fragte diese mich nun. »Du hörst dich ja an wie meine Oma.«

»Wie deine Oma?«

»Die fragt auch manchmal solche Sachen. Wir glauben, sie kriegt Demenz.«

Na klar. Demenz. Ich fühlte mich geohrfeigt. Mir wurde ganz mulmig zumute. Konnte man das auch schon in meinem Alter bekommen?

»Aha«, sagte ich. »Mit mir ist aber alles in Ordnung.«

Ich hätte meine Angst gern zusammen mit dem Schulessen heruntergeschluckt. Aber es gelang mir nicht.

Auf dem Heimweg lief Akari vor Yūsuke und mir her. Ihre roten Kügelchen wippten beim Gehen auf und ab.

Seit der Regen kurz nach Mittag aufgehört hatte, war es unerträglich heiß. Man konnte das Wasser auf dem Bürgersteig verdampfen sehen.

»Ich muss heute wieder in die Paukschule«, seufzte Yūsuke.
»Und morgen auch.«

Morgen war der letzte Tag vor den Sommerferien, und nach der Abschlusszeremonie am Vormittag hätten wir frei. Yūsuke war ziemlich geknickt, dass er zur Nachhilfe musste, weil sein Lehrer keinen anderen Termin gefunden hatte.

»Dann bis morgen«, sagte ich, als wir vor seinem Haus angekommen waren.

Am nächsten Tag würde auch das Yoimiya stattfinden, ein kleines Tempelfest in der Nachbarschaft, das immer am Vorabend der eigentlichen Feier zu Ehren der Göttin Kannon abgehalten wird. Wir besuchen es jedes Jahr nach der Abschlusszeremonie, und Yūsuke und ich freuten uns wie alle Kinder aus der Nachbarschaft auch dieses Mal riesig darauf. Es war schon so in unsere Köpfe einprogrammiert: Yoimiya ist gleich Sommerferien.

Nachdem ich mich von Yūsuke verabschiedet hatte, musste ich die ganze Zeit auf die roten Kügelchen vor mir starren. Akari bog in meine Straße ein, also die Kimyōtempelgasse.

»Dann stimmt es wirklich«, murmelte ich. Akari schien meine Nachbarin zu sein, ohne dass ich etwas davon wusste. Der Gedanke machte mich fertig.

Frau Uesugi kam uns entgegen, und Akari mit ihrem pinken Ranzen auf dem Rücken sagte von sich aus Hallo.

Und da antwortete Frau Uesugi doch tatsächlich: »Zurück von der Schule, Akari? Bald fangen die Sommerferien an, was?«

Wirklich alle außer mir kennen sie, dachte ich und blieb wie vom Blitz getroffen stehen.

»Hallo, Kazu«, begrüßte Frau Uesugi jetzt auch mich.

Statt ihr zu antworten, nickte ich nur knapp.

Akari bog in das Gässchen zwischen Frau Uesugis Haus und den Miyoshi-Apartments ein. Ich folgte ihr wie ferngesteuert.

Sie ging auf das Haus direkt hinter dem von Frau Uesugi zu. Es hatte einen Zaun mit einer kleinen Pforte, neben der ein Strauch mit orangefarbenen Blüten wuchs. An der Pforte hing ein Klingelschild mit der Aufschrift »Shinobu«.

Das Haus war nur einen Katzensprung von meinem eigenen entfernt. Wir waren praktisch Nachbarn. Aber ich hatte keinerlei Erinnerungen daran. Gab es dieses Haus schon immer? Und falls nicht, was hatte dann vorher hier gestanden? Nicht einmal das wusste ich. Hätte man mir gesagt, dass es dieses Haus schon immer gab, dann hätte ich das geglaubt, aber das Gegenteil genauso. In meinem Gedächtnis klaffte ein riesiges Loch. Jedenfalls war es ein normales Einfamilienhaus mit zwei Stockwerken, cremefarbenen Wänden und einem grauen Dach. Im Vorgarten wuchsen rote Cocktailltomaten.

»Ich bin zurück!«, rief Akari, die jetzt vor der Haustür stand.

Ich drückte mein Gesicht an die Zaunpforte und beobachtete sie, und zwar ganz genau.

Die Haustür ging auf.

»Na, wie war dein Tag? Ziemlich heiß heute, oder?«, hörte ich eine Frau sagen.

Die Tür hatte sich von ganz allein geöffnet. Aber da war niemand. Wirklich nicht! Ich konnte aber eine Stimme hören, also musste dort wohl eine unsichtbare Frau stehen.

Erst ein Geist, jetzt eine Unsichtbare! Was war hier nur los? Und was würde als Nächstes passieren? Mir schwirrte der Kopf, und ich konnte meinen Blick nicht von dem Haus lösen.

BIN ICH ALS EINZIGER VERRÜCKT?

Akari ging ins Haus. Die Tür fiel zu.

Wie von selbst trugen mich meine Füße um den Zaun herum.

Durch das Gitter sah ich eine kleine überdachte Veranda mit einer langen Wäschestange. Die Schiebetür öffnete sich.

»Bei diesem Wetter können wir die Wäsche ruhig raushängen. Sie trocknet sofort«, sagte wieder die Frauenstimme.

Eine mit Socken und Unterwäsche bestückte rosa Wäschespinnne, die wie ein nacktes Regenschirmgestell aussah, zwängte sich durch die Tür auf die Veranda. Aber niemand hielt sie. Das Gestell mitsamt der Wäsche schwebte durch die Luft.

Mir fielen fast die Augen aus dem Kopf.

Die unsichtbare Mama hingte den rosa Wäscheschirm an die Stange. Zumindest vermutete ich das.

»Akari, morgen ist schon das Yoimiya zu Ehren der Göttin Kannon«, rief sie ins Haus hinein.

In diesem Moment wehte ein Luftzug die weiße Spitzengardine vor der Verandatür zur Seite, und auf einmal hatte ich freien Blick ins Wohnzimmer. Es war gähnend leer, als wäre das Haus gerade

erst gebaut oder neu bezogen worden. Aber nach einem Umzug hätten Kartons herumstehen müssen, und da war absolut nichts. Es gab weder einen Tisch noch Stühle und auch keinen Fernseher oder Wandkalender.

Akari saß im Schneidersitz vor dem eingebauten Tresen der Wohnküche auf dem Boden.

»Oh ja«, sagte sie und hob den Kopf. »Sag mal, Mama ...«

Ihre Stimme klang heiter, aber sie lächelte nicht, sondern wirkte nervös und ängstlich. Dabei lächeln sogar Synchronsprecher, wenn sie einen fröhlichen Rollentext einsprechen, habe ich mal gehört.

»Du willst wissen, was mit deinem Yukata, deinem Sommerkimono, ist, nicht wahr?«, fragte die unsichtbare Mama, die gerade ein Handtuch über die Wäschestange hingte. »Er liegt schon bereit.«

Wieder wehte der Wind die Gardine zur Seite, als wollte er, dass ich mir alles genau ansah.

»Oh, das freut mich«, meinte Akari mit besorgtem Gesicht. Sie sah aus, als wüsste sie nicht, ob sie das Richtige sagte. Oh, das freut mich? So ein Quatsch! Sie wirkte alles andere als froh. Was war denn mit ihr los? Mir war das langsam wirklich nicht mehr geheuer.

»Ganz schön heiß heute«, hörte ich plötzlich eine andere Stimme sagen.

Ich drehte mich um und entdeckte den Hausmeister der Miyoshi Apartments in der Nähe. Er war ein alter Mann um die siebzig mit grauen Stoppelhaaren. Um seinen Hals lag ein Handtuch, mit dem er sich gerade den Schweiß abwischte.

Erst dachte ich, er hätte mit mir gesprochen, weil Akari ja drinnen im Haus saß, aber dann antwortete ihm wie selbstverständlich die unsichtbare Mama.

»Oh ja. Ich hatte gehofft, der Regen würde die Temperaturen etwas senken, aber sie steigen und steigen«, seufzte sie.

»Bereiten Sie heute das Yoimiya vor?«

»Wir machen jeden Tag ein bisschen, sonst ist es nicht zu schaffen. Gleich bauen wir die Zelte auf«, antwortete der Hausmeister. »Also dann«, verabschiedete er sich und hob zum Gruß die Hand.

»Frohes Schaffen«, wünschte ihm die unsichtbare Mama.

Als sich der Hausmeister umdrehte, entdeckte er mich.

»Kazu. Was machst du denn hier? Besuchst du Akari?«

Schon wieder lag das Problem bei mir. Offenbar konnte der Hausmeister Akaris unsichtbare Mama sehen. Ich fühlte mich wie betäubt.

»Ähm, nein«, stotterte ich und ergriff die Flucht.

Ich verstand nichts mehr, außer dass ich mich vom Rest der Welt unterschied. Irgendetwas stimmte nicht mit mir. Nur ich wusste nicht, wer Akari war, und konnte ihre Mutter nicht sehen. Wie war das möglich? Ich konnte es mir beim besten Willen nicht erklären.

»Wie wär's mit einem Hallo?«

Meine Mutter trat mit mürrischer Miene aus der Küche, als ich gehetzt ins Haus stürmte.

Ich wollte ihr alles erzählen: Mama, Mama, ich bin der Einzige, der Akari nicht kennt! Und nur für mich ist ihre Mutter unsichtbar! Was soll ich machen?! So oder so ähnlich würde ich es ihr sagen.

»Mama«, fing ich an, als meine Mutter gerade ein Tablett mit Tee und Gebäck auf den Sofatisch stellte und sich vor den Fernseher setzte. Es lief die Wiederholung einer Krimifolge.

»Mama«, sagte ich noch einmal.

»Jaja, im Kühlschrank ist Eis. Oder willst du eins hiervon?«, meinte sie und hielt mir ein Gebäckstück entgegen, ohne den Blick vom Fernseher abzuwenden.

Auf einmal war ich mir nicht mehr sicher, ob sie mein Problem wirklich verstehen würde. Wie sollte ich ihr klarmachen, dass mit

mir allein etwas nicht stimmte? Würde sie sich nicht bloß Sorgen machen?

Ich holte mir erst mal ein Eis und setzte mich neben sie.

»Sag mal, Mama, das Haus hinter dem von Frau Uesugi, das mit dem Strauch mit den orangefarbenen Blüten davor ...«

Ich hatte noch nicht zu Ende geredet, da sagte meine Mutter schon: »Akaris Haus?«

Sogar sie kannte Akari!

Es war, als würde ich zusammen mit dem Eis in meiner Hand zerschmelzen.

Wieso steht die ganze Welt kopf? Ist heute bei mir eine Sicherung durchgebrannt? Das fragte ich mich, während meine Mutter weiterredete.

»Warum tust du so, als wüsstest du nicht, dass das Akaris Haus ist? Als ihr kleiner wart, habt ihr euch doch ständig besucht. Ist das die Frühpubertät? Die Pflanze mit den orangefarbenen Blüten ist übrigens eine Klettertrompete. Schön, oder? Ich hätte auch gern eine im Garten gehabt, aber Oma war dagegen. Sie meinte, die Pflanze würde Unglück bringen, weil man sie oft auf Tempelgeländen sieht. Dabei wächst sie doch überall.« Meine Mutter starrte beim Sprechen weiter auf den Fernseher.

Mir fiel noch etwas ein, das ich mir von der Seele reden musste.

»Sag mal, Mama, wusstest du, dass unsere Straße früher Kimyōtempelgasse hieß?«

»Wirklich?« Sie schüttelte erstaunt den Kopf. »Als ich nach meiner Hochzeit in dieses Haus gezogen bin, hieß die Gegend schon Minami-Ōdōri, Block 3.«

»Gab es hier mal einen Tempel?«, fragte ich. Mittlerweile hatte ich den Verdacht, dass mein Dilemma daher rührte, dass unser Haus auf einem Friedhof stand und ich mir einen Fluch eingefangen hatte.

»Glaube nicht«, meinte meine Mutter. »Kimyōtempel ist ein ganz schön seltsamer Name, oder?«

Sie schien anzunehmen, der Name wäre »komischer Tempel«, weil »kimyō« auch »komisch« heißen kann.

»Man schreibt ihn mit den Schriftzeichen für »zurückkehrende Leben.«

»Zurückkehrende Leben? Jetzt hör schon auf, Kazu! Das klingt ja wie ein Zombietempel!« Mama lachte schallend über ihren schaurigen Witz.

Mir war kein bisschen zum Lachen zumute. Ich hatte am ganzen Körper eine Gänsehaut, denn es hatte plötzlich klick gemacht. Akari hatte einen weißen Bestattungskimono getragen, als sie in unserem Haus aufgetaucht war. Sie musste von den Toten zurückgekehrt sein. Akari war wirklich eine Wiederauferstandene! Ich hatte es mit eigenen Augen gesehen. Zwar konnte ich mir immer noch keinen Reim darauf machen, warum alle außer mir sie kannten und was es mit ihrer unsichtbaren Mama auf sich hatte, aber ich war mir jetzt ganz sicher: Sie war ein Geist oder eine Wiederauferstandene oder wie auch immer man es nennen wollte. Bestimmt war dieser Kimyōtempel an allem schuld – auch daran, dass nur ich nicht wusste, wer Akari war. Die Theorie hatte bloß einen Haken: Unser Haus war kein Tempel. Alle meine Vorfahren waren normale Angestellte.

»Weiß Papa, ob es hier in der Nähe mal einen Tempel gab?«, hakte ich weiter nach.

»Tja, frag ihn doch einfach«, meinte meine Mutter, die schon wieder das Interesse an dem Thema verloren hatte.

An diesem Tag dauerte es eine Ewigkeit, bis mein Vater nach Hause kam. Als ich um kurz nach neun fertig gebadet hatte, kehrte er mit rot angelaufenem Gesicht zurück, bestimmt hatte er Alkohol getrunken. Ich dachte, er wäre bei der Arbeit aufgehalten worden, aber er erzählte uns, er sei bei einem Treffen des Nachbarschaftsvereins gewesen, der das Yoimiya morgen Abend

vorbereitete. Unsere Stadt hat viele Traditionen und jeder in der Nachbarschaft muss seinen Teil beitragen.

»Papa, wusstest du, dass unsere Straße mal Kimyōtempelgasse hieß?«, fragte ich.

Mein Vater legte nachdenklich den Kopf zur Seite.

»Nein, nie gehört. Warum fragst du? Ist das Teil deines Sommerferienprojekts?«

Bei diesem Stichwort lehnte sich meine Mutter vor, die sich bis dahin nicht für die Unterhaltung interessiert hatte.

»Das ist es!«, sagte sie. »Super Idee. Deine Lehrer haben bestimmt genug von den Pflanzenbeobachtungen, die du jedes Jahr einreichst. Ihr könnt das Projektthema frei wählen, da müssen es doch nicht immer Fotos von Setzlingen und vertrockneten Tomatensträuchern sein. Warum recherchierst du dieses Jahr nicht einfach alte Ortsnamen? Du kannst Interviews mit Leuten machen, die sich an früher erinnern. Das wär's doch! Papa kennt bestimmt jemanden, der dir etwas über die Geschichte unserer Straße erzählen kann.« Dann wandte sie sich an meinen Vater: »Du hilfst Kazu doch, oder?« Das klang nicht wie eine Frage, sondern wie ein Befehl.

Papa machte ein grüblerisches Gesicht.

»Die Geschichte unserer Straße ...«, überlegte er. »Wenn Opa noch am Leben wäre, könnte er dir bestimmt helfen. Aber wen aus seiner Generation kennen wir denn noch? Herr Suzuki von nebenan ist zwölf Jahre jünger als Opa. Außerdem ist er erst später hergezogen. Von alten Straßennamen hat er bestimmt keine Ahnung. Und die anderen Nachbarn, die infrage kämen, sind weggezogen. Wenn ich so darüber nachdenke, sind wir die einzige alteingesessene Familie in dieser Straße.«

Papa starrte an die vergilbte Zimmerdecke.

»Ich hab's!«, sagte er plötzlich und klatschte in die Hände. »Frau Minakami. Ihr wisst schon, die Tante von Frau Satō, die im Haus schräg gegenüber gewohnt hat, bis sie es vor rund zwanzig

Jahren an ihre Nichte abgegeben hat. Damals wurde in unserem Städtchen gerade der allererste Neubaukomplex errichtet, die Minami Heights. Frau Minakami war der Meinung, ein Haus würde im Alter zu viel Arbeit machen, also ist sie in eine dieser nigelneuen Wohnungen gezogen.« Papa nickte gedankenverloren. »Das ist jetzt schon zwanzig Jahre her. Frau Minakami ist zwei Jahre älter als Opa, also hat sie mit Anfang sechzig entschieden, ihr Haus aufzugeben. Ganz schön früh eigentlich.«

»In einer Wohnung lebt es sich aber wirklich einfacher«, warf meine Mutter ein. »Man muss kein Unkraut jäten, keinen Schnee schippen und nachts nur eine Tür verriegeln ...«

»Jaja, Schatz, am Sonntag zupfe ich das Unkraut«, erwiderte Papa. »Aber ich glaube, Frau Minakami hatte noch andere Gründe für ihren Umzug. Sie ging schon immer gern mit dem Trend. Bestimmt fand sie es einfach schick, in einer Wohnung zu leben.«

Papa erzählte noch, dass sich Frau Minakami immer sehr ausgefallen kleidete.

»Wenn sie zwei Jahre älter als Opa ist, muss sie jetzt zweiundachtzig sein«, rechnete ich aus.

»Stimmt«, sagte Papa. »Aber sie ist für ihr Alter sehr rüstig. Ich bin ihr letztens im Rathaus über den Weg gelaufen, wo sie sich über die Müllentsorgung beschwert hat.«

Mein Vater arbeitete im Rathaus, so wie Opa früher auch.

»Statte ihr doch mal einen Besuch ab. Ich melde dich an«, ermutigte Papa mich und blätterte schon im Telefonbuch. Er meinte, Frau Minakami sei eine Nachteule, also könne er sie um diese Zeit noch anrufen. Als sie noch in unserer Straße gewohnt hatte, habe in ihrem Haus immer bis spät nachts das Licht gebrannt.

Und so war ich auf einmal unter dem Vorwand meines Sommerferienprojektes für den nächsten Tag um ein Uhr mit Frau Minakami verabredet.

»Toll, Kazu! Ich habe das Gefühl, dieses Jahr erledigt sich dein Projekt praktisch von selbst.«

Mama sah richtig glücklich aus. Kein Wunder, sonst blieben meine Projekte ja auch immer an ihr hängen. Und meinetwegen hätte es auch so bleiben können. Ich hatte nichts gegen Pflanzenbeobachtungen.

Die Abschlusszeremonie war wie jedes Jahr viel zu heiß, ewig lang, total öde und einfach nur nervtötend. Als sie endlich vorbei war und ich mich umsah, entdeckte ich unter den gelangweilten Gesichtern eine strahlende Akari. Keine Ahnung, worüber sie sich freute, aber es war ein Unterschied wie Tag und Nacht zu gestern, als ich sie verängstigt in ihrer leeren Wohnung sitzen sehen hatte. Ich hätte sie gern ein bisschen aufgezo-gen und gefragt, was denn so spannend an der Rede des Schulleiters gewesen sei, die nur davon gehandelt hatte, dass wir uns vor Verkehrsunfällen in Acht nehmen sollen.

Aber nach der Schule hätte ich dann auch vor Freude Luftsprünge machen können. Sommerferien!

Yūsuke und ich machten uns beladen mit Tuschkästen, Skizziermappen, Sportbeuteln und Hausschuhen auf den Heimweg.

»Hast du schon eine Idee fürs Ferienprojekt?«, fragte ich.

Ich wollte die Ortsnamenforschung mit Yūsuke zusammen machen, weil ich keine Lust hatte, allein zu dieser fremden alten Frau zu gehen. Außerdem wollte ich ihm die Sache mit Akari erzählen. Aber er hatte nur das Mittagessen im Kopf.

»Das Ferienprojekt kann warten. Hab ich einen Kohldampf! Heute hat bei mir keiner Zeit zu kochen, also darf ich mir endlich mal wieder was aus dem Convenience-Store holen.« Er grinste über beide Ohren.

Der Kimonoladen seiner Familie hatte mehrere Angestellte und Yūsukes Großeltern halfen auch noch mit. Jeden Tag kochten seine Mutter oder seine Oma für die ganze Belegschaft. Es gab Nudelberge, mit denen man zwei Waschbecken hätte füllen können, oder Curry in einem dreimal so großen Topf wie bei uns

zu Hause. Ich aß oft mit. Aber heute Abend wäre das Yoimiya und im Laden fand ein Yukata-Sonderverkauf statt. Es war so viel los, dass niemand Zeit zum Kochen hatte, weshalb sich Yūsuke ausnahmsweise etwas im Convenience-Store aussuchen durfte. In diesen Minimärkten bekam man nämlich rund um die Uhr alles, was man so fürs Leben brauchte – Getränke, Haushaltsartikel, Zeitschriften und eben auch eine Menge Fast Food. Für mich war Fertigessen nichts Besonderes, aber Yūsuke kam aus gutem Hause.

»Soll ich Instant-Bratnudeln nehmen? Die habe ich seit Monaten nicht mehr gegessen. Boah, mein Magen knurrt schon.« Yūsuke war damit beschäftigt, alle Fertiggerichte aufzuzählen, die er aus der Werbung kannte, und sich zu fragen, welches wohl am besten schmeckte.

Einige Meter vor uns wippten schon wieder die roten Kügelchen auf und ab. Jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt, um Yūsuke die Sache mit Akari anzuvertrauen.

»Komm nach dem Mittagessen bei mir vorbei«, sagte ich deshalb.

»Geht nicht. Ich muss doch nachmittags in die Paukschule«, antwortete Yūsuke niedergeschlagen.

Ach ja, das hatte er mir gestern schon erzählt.

»Ich komme danach vorbei. So gegen vier, halb fünf. Dann gehen wir zusammen zum Yoimiya.«

Weil es beim Fest auch Bratnudeln geben würde, wolle er sich im Convenience-Store lieber etwas anderes besorgen, erzählte mir Yūsuke, bevor er abdampfte.

Und so saß ich um ein Uhr, nachdem ich mir zu Hause noch schnell ein gegrilltes Reisbällchen à la Mama in den Mund gestopft hatte, ganz allein dieser fremden alten Frau gegenüber.

Sato Minakami aus Wohnung 902 in den Minami Heights war zweiundachtzig oder sogar schon dreiundachtzig, wie sie mir erzählte. Aber sie ging nicht gebeugt, war einige Zentimeter größer

als ich und weder zu dünn noch zu dick – eine wirklich kerngesunde Oma also.

Ihre Wohnung war europäisch eingerichtet, wenn man das so nennen konnte. Im Wohnzimmer stand ein pink-weiß-gold gestreiftes Sofa, und vor den Fenstern hingen Gardinen mit irre vielen Rüschen. Das schicke Trinkglas mit Eistee, das sie für mich auf den Marmortisch stellte, passte so gar nicht zu der altmodischen japanischen Schale mit Reiscrackern daneben. Um den Schein zu wahren, dass es um mein Ferienprojekt ging, klappte ich mein Notizbuch auf dem Tisch auf.

Frau Minakami hatte hellbraun gefärbte Haare und eine modischere Frisur als meine Mutter. Wegen ihrer hellen Haut und ihrer knallrot geschminkten Lippen fielen die Falten in ihrem Gesicht kaum auf. Wahrscheinlich waren auch ihre Wimpern geschminkt, denn ihre Augen wirkten sehr groß. Alles in allem sah sie ziemlich niedlich aus. Sie trug ein Sommerkleid mit Rüschen, das am Rücken mit einer großen Schleife verziert war. Wenn meine Mutter so etwas getragen hätte, hätte ich laut losgeprustet, aber an Frau Minakami wirkte es gar nicht komisch. In diesem mädchenhaften Kleid saß sie also vor mir und rauchte eine Zigarette. Das passte überhaupt nicht zusammen, aber sie war so seltsam, dass mich nichts mehr wunderte.

»Du bist also Gen-chans Enkel«, sagte sie. Mit Gen-chan meinte sie meinen Opa, Genji Sada. »Sehr traurig, dass er gestorben ist. Es war im März, richtig? Ich war bei der Bestattung. Ein kalter Tag. In letzter Zeit stirbt in meinem Umfeld ein Bekannter nach dem anderen. Aber dafür schließe ich auch neue Freundschaften, so wie mit dir zum Beispiel. Ein langes Leben lohnt sich also doch.«

Frau Minakami grinste.

Sie kaute auf einem der harten Reiscracker, die sie zum Tee serviert hatte, und mit jedem Bissen knackte es laut. Diese Oma würde bestimmt noch lange leben.

»Tja, warum hieß die Straße wohl Kimyōtempelgasse?« Statt mir zu sagen, ob sie die Antwort kannte, sah sie mich mit hochgezogenen Augenbrauen an, als wollte sie von mir wissen, warum mich das überhaupt interessierte.

»Ich habe mich bloß gefragt, woher der Name kommt, obwohl es gar keinen Tempel in der Nähe gibt«, meinte ich.

»Ja, natürlich. Sehr seltsam. Deshalb hast du dir das Thema also für dein Sommerferienprojekt ausgesucht.«

Frau Minakami schaute mich misstrauisch an. Das gefiel mir gar nicht. Wenn sie nichts über den Straßennamen wusste, könnte sie mir das doch einfach sagen.



»Tempel der wiederkehrenden Leben. Was für ein unheimlicher Name. Da denkt man sofort an diese Wesen aus den Filmen. Wie heißen die noch gleich?«

»Zombies«, murmelte ich. Das hatte meine Mutter auch gesagt.

»Ja, genau!« Frau Minakami nickte eifrig. »Zombies. Uuh, gruselig. Hast du schon mal einen gesehen?«

Ich fand Frau Minakamis stechenden Blick in diesem Moment ehrlich gesagt noch viel gruseliger als die Vorstellung von Zombies.

»Aber in Filmen finde ich die sogar irgendwie niedlich. Zumindest erkennt man immer auf den ersten Blick, womit man es zu tun hat. Sie tragen zerschlissene Kleidung, haben dicke Augenringe und riechen mit Sicherheit nach Tod und Moder. Aber weißt du was? Es gibt auch solche, die genau wie wir aussehen. Wie ganz normale Menschen.«

»Sie meinen Zombies?«

Irgendwie war Frau Minakami komplett vom Thema abgekommen.

»Ganz genau. Sie mischen sich einfach unter die Leute. Unverschämt, oder? Gruselig.« Sie schüttelte sich.

Sie haben das Gespräch doch selbst darauf gelenkt, da haben Sie ja wohl kein Recht, sich zu gruseln, hätte ich am liebsten gesagt. Mir war bei ihrem Gerede ganz anders zumute geworden.

»Also, hast du mal einen gesehen?«

Diese Alte ließ echt nicht locker.

»Einen Zombie?«, fragte ich noch einmal.

Frau Minakami nickte ernst.

Die Unterhaltung war in eine total komische Richtung abgedriftet. Ich war doch nicht hier, um über Horrorfilme zu plaudern. Mir entfuhr ein kurzer Seufzer.

»Sie führen ein Leben genau wie wir. Ist das nicht furchtbar? Aber manche Menschen können die Untoten erkennen. Oder wie hast du sie genannt? Ach ja, Zombies. Manche Menschen können Zombies entlarven!«

Frau Minakami sah mich mit dramatisch aufgerissenen Augen an. Als wäre ich so jemand, der Zombies entlarven konnte. Ich? Wieso ich? Auf einmal dämmerte mir, was für ein Spielchen sie spielte. Frau Minakami wollte mit ihren Fragen etwas aus mir herausbekommen. So musste es sein.

Als hätte sie meine Gedanken gelesen, kniff sie argwöhnisch die Augen zusammen.

»Hast du nun einen gesehen? Es heißt, wenn jemand dabei ist, wenn ein Toter zurückkommt, erkennt er, was er ist. Du hast einen gesehen, oder?« Ihre Stimme klang gelassen, aber ihr Blick war toderntst.

Endlich begriff ich, dass sie von Akari sprach. Aber ich nickte nicht. Ich hielt mich mit aller Kraft zurück. Das konnte sie sich abschminken. Gar nichts würde ich dieser Oma erzählen. Ich mochte sie nämlich nicht. Das war mir in diesem Moment klar geworden.

»Woher kommen die Toten denn zurück?«, fragte ich mit Unschuldsmiene.

Diese Zombies, Untoten oder Geister wurden also mithilfe des Kimyōtempels wieder zum Leben erweckt. Aber wo sollte der stehen? Akari war bei mir zu Hause aufgetaucht. Aber mein Haus war doch kein Tempel.

»Ähm, nun ja, sie kommen natürlich aus dem Himmel zurück. So war das zumindest in einem Film, den ich mal gesehen habe.«

Frau Minakami wich meiner Frage aus. Das merkte ich ganz genau.

Ich zog die Augenbrauen hoch, um ihr zu zeigen, dass ich nur Bahnhof verstand. Und das stimmte ja auch. Ich war kein bisschen schlauer als zuvor.

»Tut mir leid. Da hast du dich extra auf den Weg zu mir gemacht, und ich konnte dir nicht helfen. Aber weißt du was? Ich habe eine Idee.« Sie klatschte in die Hände, als hätte sie einen genialen Einfall. Das kam mir ganz schön theatralisch vor, aber

wahrscheinlich war es einfach ihre Art. »Bei Fragen zu einem Tempel kann dir ein anderer Tempel am besten weiterhelfen.«

»Aha«, gab ich zurück. Vielleicht hatte sie sogar recht. Ich könnte es zumindest mal versuchen.

Frau Minakami hatte bereits ihr Handy gezückt und telefonierte.

»Guten Tag, Minakami hier. Vielen Dank noch mal für Ihre Hilfe letzts ... Ja, natürlich ... Nein, heute geht es um was anderes. Mir sitzt gerade ein junger Mann mit Fragen zum Kimyōtempel gegenüber. Leider kann ich ihm nicht weiterhelfen, aber Sie ja vielleicht. Es handelt sich um Herrn Sadas Enkel ... Ja, genau der Herr Sada.« Während sie redete, sah mich Frau Minakami aus den Augenwinkeln an. »Du hast Glück«, sagte sie schließlich und klappte ihr Handy mit einer schnellen Bewegung wieder zu. »Der Abt des Ryūseitempels nimmt sich Zeit für dich. Du weißt, wo der Tempelbezirk ist, oder? Von hier aus kannst du direkt hinfahren. Warte kurz.«

Frau Minakami notierte die Adresse des Ryūseitempels auf einem Zettel und zeichnete darunter sogar eine Karte inklusive Wegbeschreibung.

»Und dieser Abt weiß über den Kimyōtempel Bescheid?«, wollte ich mich vergewissern.

»Er leitet immerhin selbst einen Tempel. Mehr als ich wird er dir schon erzählen können.« Frau Minakami drückte mir den Zettel in die Hand.

»Na gut«, sagte ich. Langsam kam mir das alles eher aufdringlich als hilfsbereit vor, aber ich nahm den Zettel trotzdem an. Sie ließ mir ja eh keine Wahl.

Ich faltete das Papier auf. Der Tempelbezirk. Das war eine ganz schöne Strecke, überlegte ich und musste seufzen. Gut, mit dem Bus wären es nur drei, vier Haltestellen, aber ich müsste in dieser brütenden Hitze zu Fuß gehen. Und es war zwei Uhr nachmittags,

die heißeste Zeit des Tages. Wenn ich mal nicht auf dem Asphalt zerfließen würde wie Butter in der Pfanne.

»Ich rufe dir ein Taxi«, sagte Frau Minakami, als hätte sie meine Gedanken gelesen.

Sie nahm ein Portemonnaie aus einem weißen Schränkchen mit Goldrand. Dabei zog sie die Schublade mit so viel Kraft auf, dass die Glasfiguren und die Fotorahmen auf dem Schrank laut klapperten. Sie schien mich um jeden Preis zu diesem Tempel schicken zu wollen.

»Nein, ich komme auch so hin.«

Ich würde doch kein Geld von einer Fremden annehmen! Das sähe meine Mutter gar nicht gern.

Ich stand hastig auf.

Schnell lief ich durch den engen, kurzen Flur zur Tür, schlüpfte in meine Sportschuhe und atmete bei der Vorstellung, gleich wieder draußen zu sein, erleichtert auf. In Wohnungen gibt es für meinen Geschmack viel zu wenig Platz. Wie viele Zimmer hatte die hier überhaupt? Frau Minakami war allein, aber ich wusste, dass auch vierköpfige Familien in ungefähr gleich großen Wohnungen lebten. Da war mir unser Haus doch lieber, selbst wenn mich der weite Weg zur Toilette störte.

Ich hatte einfach angenommen, Frau Minakami würde hier allein leben, aber da hatte ich mich wohl getäuscht. Hinter mir hörte ich ein lautes »Miaaau«, das wie »Nein, sie ist nicht allein!« klang.

Als ich mich umdrehte, hievte Frau Minakami gerade eine schwarze Katze auf ihren Arm, die so massig wie ein mittelgroßer Hund war.

Ach, diese Katze gehört also ihr, dachte ich überrascht. Ich kannte sie schon vom Sehen. Sie war der Boss aller Katzen in der Nachbarschaft und stolzierte immer durch die Stadt, als wäre sie hier die Alleinherrscherin.

»Schau mal, Kiriko, das ist Kazuhiro. Er macht sich jetzt auf den Weg zum Ryūseitempel.«

Kiriko hieß sie also. Dann musste sie ein Weibchen sein. Sie hat ganz schön lange Schnurrhaare, überlegte ich, ohne etwas zu sagen. Da miaute mich die Katze wieder laut an und zeigte mir ihr Zahnfleisch und ihre rote Zunge.

Antworte gefälligst!, schien sie mir zu befehlen. Ihre blauen Augen funkelten mich böse an. Ich murmelte Kiriko beziehungsweise Frau Minakami eine schnelle Verabschiedung zu und stürmte wie von der Tarantel gestochen aus der Wohnung.

Nachdem ich die Lobby der Minami Heights hinter mir gelassen hatte und auf dem Bürgersteig der großen Zufahrtsstraße stand, beruhigte ich mich wieder ein bisschen. Mit dieser Oma stimmte etwas nicht. Und das galt auch für ihre Katze. Normalerweise schrumpfen Menschen im Alter und werden immer friedlicher, aber nicht Frau Minakami, die schien nur resoluter geworden zu sein. Das dachte ich und drehte mich noch einmal zu ihrem Apartmentkomplex um – Riesenfehler! Ich bin so ein Dummkopf!

Frau Minakami lehnte über dem Geländer ihres Balkons im obersten Stockwerk und sah mich direkt an. Ich schwöre, dass sich unsere Blicke trafen. Wirklich. Obwohl sie im neunten Stock und ich unten auf der Straße stand.

»Geh zum Tempel!«, rief sie mir zu und winkte.

Ich hörte ihre Stimme klar und deutlich. Und da konnte ich nicht mehr anders, als zu nicken.

Was für eine aufdringliche Alte. Ich schlurfte seufzend die Mina-mi-Ōdōri entlang. Diese Hitze! Bis zum Tempelbezirk waren es keine zwanzig Minuten, aber mir verging trotzdem die Lust. Ich müsste ja nicht unbedingt gleich hingehen, dachte ich. Und schon gar nicht alleine. Ich könnte mich später zusammen mit Yūsuke noch mal auf den Weg machen.

Meine Füße wollten gerade in die Kimyōtempelgasse einbiegen, als ...

»MIAAU!«

Kiriko. Sie saß mitten auf der Straße und versperrte mir den Weg. Wann hatte sie mich überholt? Sie war wie durch Zauberei vor mir erschienen. Und ich wusste genau, was sie zu mir sagte: *Wo willst du hin? Falsche Richtung!*

Das machte mich echt fertig. Warum verstand ich Kirikos Miauen? Ein Trauerspiel. Diese Katze jagte mir Angst ein.

»Hab mich vertan«, nuschelte ich. Das sagte ich wirklich! Und dann machte ich kehrt.

SELTSAME ALTE LEUTE

Ich lief in Richtung Tempelbezirk.

Obwohl ich mich nicht umdrehte, merkte ich, dass Kiriko mir mit einigen Metern Abstand folgte. Als Angsthase spürte ich ihre blauen Augen deutlich in meinem Rücken.

Auf einmal hielt direkt neben mir mit lautem Knattern ein Auto an. Es war groß und dunkelrot, aber heller als weinrot. So eins, das man einen Ami-Schlitten nennt. Total auffällig und klotzig. Yūsuke hätte sofort den Namen gewusst, aber mir fiel dazu nur »protzig« ein.

Das Fenster wurde heruntergekurbelt, und Frau Minakami guckte heraus. Sie trug eine Sonnenbrille.

»Mir ist eingefallen, dass ich noch etwas besorgen muss«, meinte sie. »Ich fahre dich zum Ryūseitempel. Steig ein, Kazu.« Dann fügte sie noch ganz beiläufig hinzu: »Was machst du denn hier, Kiriko? Kommst du auch mit?«

Später kam mir der Verdacht, dass sie mir nur nachgefahren war, weil ihr die Katze als Bewachung nicht ausgereicht hatte, aber in dem Moment war mir bloß heiß und ich war von Kiriko in meinem Rücken genervt.

Als du zum ersten Mal zusammen mit Akari bei mir aufgetaucht bist, hatte ich schon so eine Vermutung. Du hast mir erzählt, dass sie in deine Klasse geht, wolltest mir aber nicht sagen, dass ihr Nachbarn seid. Es stand dir ins Gesicht geschrieben, dass du dich fast verplappert hättest. Ich konnte mir zusammenreimen, dass sie aus der Kimyō-tempelgasse kommt. Außerdem ist die Daisy eine uralte Mädchenzeitschrift. Mir kam sofort der Gedanke, dass sie in irgendeinem Zusammenhang mit dem Geist steht.

Akari ist die Wiederauferstandene, nicht wahr? Du hast sie mit zu mir nach Hause gebracht, weil du dachtest, ich hätte den Buddha sowieso schon verbrannt. Das war sehr unvorsichtig von dir. Ich hätte an Ort und Stelle zu ihr sagen können: »Du kommst aus dem Kimyō-tempel!« Aber ich konnte nicht. Sie war das Mädchen, das du unbedingt beschützen wolltest. Und Akari hat über beide Ohren gestrahlt. In dem Moment wurde mir klar, dass das alles nicht nur eine Legende ist. Und ich war sehr froh, den Buddha nicht verbrannt zu haben. Wie gesagt, ich bin kein Monster.

Ich bin zu dem Schluss gekommen, dass man sich nicht einmischen darf, wenn jemand von den Toten zurückgekehrt ist, so wie du und deine Familie es immer gepredigt haben. Es war nicht gerade leicht, mir das einzugestehen, aber am Ende hast du gewonnen, Kazu. Und es ist besser so.

Danke, dass du mir die Chance gegeben hast, Der Mond steht links zu Ende zu schreiben. Es hat mir viel Spaß gemacht. Vor dir habe ich behauptet, ich hätte so zu leben versucht, dass es nichts zu bereuen gäbe, aber in Wirklichkeit habe ich es die ganze Zeit bedauert, meinen Traum damals aufzugeben zu haben. Ich habe mich wieder an meine Wünsche und Hoffnungen als junge Frau erinnert. Vielleicht kann ich

jetzt, nachdem ich die Geschichte zu Ende geschrieben habe, wirklich ohne Reue sterben. Aber glaub ja nicht, dass du mich so schnell loswirst! Außerdem stehe ich hinter jeder Entscheidung, die ich in meinem Leben getroffen habe. Ich bin nun mal ein Sturkopf.

Den wandernden Buddha habe ich in die Obhut einer Person gegeben, die ich hier nicht nennen werde. Ich weiß nicht, ob irgendwann wieder jemand von den Toten zurückkehren wird. Du hättest wahrscheinlich nichts dagegen, Kazu. Ich glaube, aus diesem Grund mag Kiriko dich so gern. Und ich dich übrigens auch.

*Herzlichst
Sato Minakami*

Es gab noch ein Postskriptum.

PS: Das Schreiben hat mir so viel Spaß gemacht, dass ich wieder damit anfangen möchte. Ich werde meine nächste Geschichte bei einem Schreibwettbewerb einreichen. Wenn mein erstes Buch erscheint, müssen wir feiern!

Na, wenn sie meint.



DIE ZUKUNFT
IST EINE GESCHICHTE ...

limbion books

